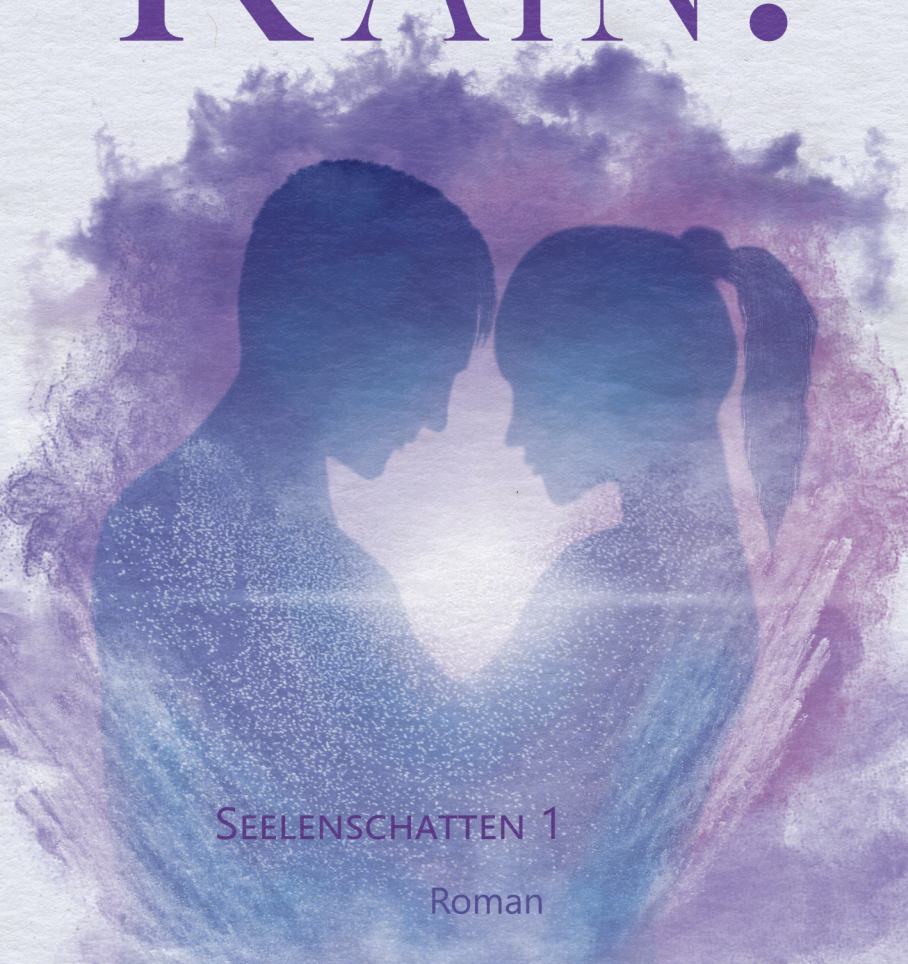


MELANIE TREBER

Don't fight the RAIN!



SEELENSCHATTEN 1

Roman

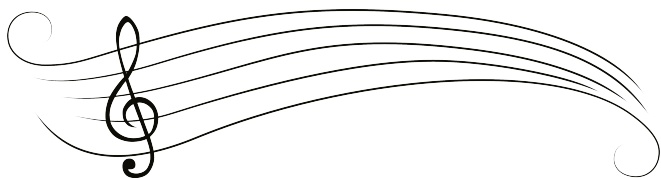
Melanie Treber

Don't fight the Rain!

SEELENSCHATTEN 1

Roman

*Für alle, die sich schon mal
in den Schatten verlaufen haben:
Es gibt keine Schatten ohne Licht.*



PROLOG

Auf manchen Seelen liegen Schatten. Ich kann nicht sagen, warum das so ist: Ich meine nicht die Narben, die traumatische Erlebnisse zurücklassen, oder die, die von der Krankheit Depression verursacht werden. Jedenfalls nicht zuallererst, obwohl es manchmal schwierig ist, den Unterschied zu erkennen. Ganz besonders dann, wenn Narben und Schatten zusammentreffen. Die Schatten, die ich meine, sind einfach da. Wie eine Augen- oder Haarfarbe, immer schon. Ich habe nie etwas Schlimmeres durchmachen müssen als eine schlechte Note in der Schule oder einen angebrochenen Arm im Skiurlaub. Natürlich gab es da noch Lukas – aber die Schatten, die kannte ich schon lange vor ihm. Gelegentlich trüben sie den Blick auf die Welt wie eine Sonnenbrille an einem regnerischen Tag. Das ist eigentlich nicht schlimm, man sollte meinen, man könnte die Brille einfach absetzen, wenn man weiß, dass man sie trägt. Manchmal funktioniert das sogar. Und manchmal glaube ich, dass die Welt ohne diese Schatten flacher aussehen muss, ärmer an Kontrasten, wie ein altes ausgebleichenes Foto.

Ich stelle mir die Seele gern als Landschaft vor, unkartografiert und in ständigem Wandel begriffen, mit

schneebedeckten Bergen, grünen Tälern, alten Wäldern und in der Sonne funkelnden Seen. Wo die Schatten hinfallen, da wird es dunkel, das ist wahr. Aber dass es sie gibt, bedeutet, dass irgendwo auch helles Licht sein muss, oder nicht?

Die andere Wahrheit ist allerdings, dass man sich in den Schatten verirren kann. Sie können seltsame Formen annehmen. Mich haben sie schon oft genarrt, meine Neugierde geweckt und mich immer weiter in die Wälder gelockt, bis zu einem dunklen Ort, den ich den ›Abgrund‹ nenne. Er ist lichtlos und tief. Wie tief, weiß ich bis heute nicht. Und ob es da unten überhaupt einen Grund gibt oder bloß endloses Schwarz. Es ist leicht, an seinem Rand den Halt zu verlieren, abzurutschen und zu fallen – und sehr viel schwerer, wieder hinauszuklettern. Als ob er seine ganz eigene Schwerkraft hätte. Viel zu lange habe ich keine Angst vor diesem Ort gehabt. Er hat mich im Gegenteil sogar fasziniert. Wenn ich gekonnt hätte, ich hätte mir ein metaphorisches Seil geknüpft und wäre hinuntergeklettert, um seine Geheimnisse zu erforschen.

Doch dann hat Lukas mir einen Stoß versetzt, der mich weit über den Rand hat fliegen lassen, und ohne Stefans Hilfe wäre ich vielleicht nie wieder da rausgekommen. Seitdem bin ich auf der Hut.

Mit Stefan an meiner Seite ist es einfach, dem Abgrund aus dem Weg zu gehen. In seiner Welt existieren keine Schatten, seine Seele ist frei davon.

Morgan dagegen ... Ich denke, ich habe es gewusst, schon bei unserer ersten Begegnung, auch wenn es damals nicht unbedingt offensichtlich war. Dass er den Abgrund kennt, viel besser als ich. Und dass seine Seelen-

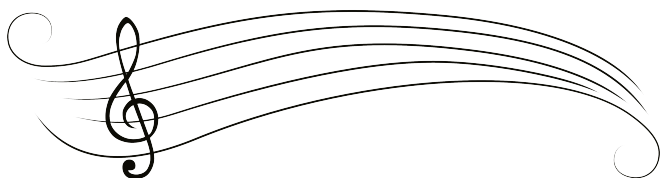
schatten auch eine wulstige alte Narbe verbergen. Es wäre gelogen zu behaupten, das würde mir keine Angst machen. In Morgans Nähe kann ich den Abgrund spüren wie etwas, das gerade außerhalb des Sichtfelds lauert. Er will sich ja auch gar nicht davon fernhalten, nicht so wie ich. Er hat mir mal gesagt, man könne einem Teil von sich nicht einfach aus dem Weg gehen wie einem lästigen Verwandten: Wenn Tante Frieda anruft, sag ihr, ich bin nicht zu Hause ...

Vielleicht hat er recht.

Aber Morgan ist ein Mensch, der Gegensätze braucht. Ich nicht, nicht mehr.

So oder so: Wenn er mich braucht, wenn er zu fallen droht, werde ich versuchen, ihn festzuhalten. Weil er mein Freund ist und Freunde so etwas nun mal tun. Und weil ich es schon einmal geschafft habe. Vielleicht auch, weil er mir das Gefühl gibt, stärker zu sein, als ich es tatsächlich bin. Außerdem hat es dadurch wenigstens etwas Gutes, dass ich mich schon so oft in den Schatten verlaufen habe.

Ich kenne das alles doch, also wovor sollte ich Angst haben? Es gibt nichts zu befürchten, nicht mehr, seit ich Stefan habe.



EINS

Reichst du mir mal die Marmelade?« Ich warte kurz.
»Stefan?«

»Hm?« Stefan sieht von dem Artikel auf seinem Tablet auf und begegnet meinen rollenden Augen. »Oh. Entschuldige.« Er greift nach einem Päckchen Streichkäse und stellt es vor meinen Teller.

Ich beuge mich über den Tisch und angle nach der Marmelade. Dann täusche ich einen Griff nach dem Milchkännchen an, das neben Stefan steht. Im letzten Moment zuckt mein Arm nach oben und meine Finger zerzausen Stefans Haar. Ich schmunzele, weil er selbst nach zehn Jahren immer noch auf denselben Trick hereinfällt. Stefan lächelt leicht gequält und versucht mit beiden Händen, seine Frisur in Ordnung zu bringen. Mir hat sie ja etwas weniger brav gescheitelt deutlich besser gefallen, aber Stefan ist felsenfest davon überzeugt, dass »ein solches Durcheinander auf dem Kopf« seiner Karriere schaden würde. Meinen Einwand, es käme doch hoffentlich eher darauf an, was er *im* Kopf hätte als darauf, fand er nicht diskussionswürdig.

Na ja, der Erfolg gibt ihm wohl recht: Immerhin wurde er vor einem guten Jahr zum Leiter der Entwicklungsab-

teilung befördert. Seine Firma baut Fertigungsanlagen, automatisierte Prozesse, computergestützt, neuerdings machen sie auch irgendwas mit Robotik – die meiste Zeit verstehe ich nicht wirklich, wovon er redet. Die Produktion findet in ganz Europa statt, häufig ist er auch bei Kundengesprächen dabei. Jedenfalls haben die Geschäftsreisen seit seiner Beförderung deutlich zugenommen. Und das Tablet scheint mittlerweile regelrecht an ihm festgewachsen zu sein.

Jetzt schiebt er es mit einem energischen Ruck zur Seite. »Du hast ja recht – keine Fachzeitschriften beim Sonntagsbrunch.«

»Wie geht es eigentlich Philipp?«, frage ich, um ein Thema bemüht, das möglichst wenig mit Arbeit oder Frisuren zu tun hat. Stefans bester Freund aus gemeinsamen Schulzeiten ist vor drei Jahren nach Berlin gezogen, der Liebe wegen. Seitdem kommt er nur noch zwei, drei Mal im Jahr hier ins Allgäu, um seine Eltern zu besuchen.

»Keine Ahnung, ganz gut, glaube ich.« Stefan scheint zu überlegen, wann er das letzte Mal mit Philipp gesprochen hat.

Wahrscheinlich vor gut fünf Monaten, während Philipps Weihnachtsbesuch ... Ich seufze. Philipp hatte eine ganze Clique von ehemaligen Klassenkameraden um sich geschart, aber als er weggezogen ist, hat sich das irgendwie aufgelöst. Leider bin ich nicht besser im Kontaktpflegen als Stefan: Als ich zum Studieren nach München gezogen bin, haben sich die Schulfreundschaften recht schnell verlaufen. Ein wenig könnte das natürlich auch daran gelegen haben, dass zu dieser Zeit Lukas in meinem Leben aufgetaucht ist. Mit ihm schien es irgendwie nicht

wichtig, auch noch Zeit mit anderen Menschen zu verbringen. Lediglich Maike ist neben einer Arbeitskollegin so etwas wie eine Freundin geworden. Nur sitzt sie nach wie vor mit einem überstundenreichen Job in München, und ich bin hier. Beinahe hätte ich in dieser Auflistung meine Schwester vergessen, aber das ist eine andere Geschichte.

Jedenfalls bin ich froh, dass wir Morgan und Nora kennengelernt haben, und den Rest der Truppe natürlich: Sven, den Keyboarder, der lieber philosophische Fragen erörtert als etwas von sich selbst preiszugeben; und den ewig gut gelaunten Gitarristen Alex und seine Frau Susanne. Morgan, Sven und Alex sind No Way!, meine absolute Lieblingsband. Wie es dazu kommen konnte, dass sie heute auch unsere Freunde sind, ist selbst nach über zwei Jahren noch eine ziemlich unglaubliche Geschichte ... Oje, ich habe zu lange nichts gesagt, Stefans Blick zuckt schon wieder in Richtung Tablet. »Wir könnten mal wieder ins Kino gehen nächstes Wochenende ...«, fange ich an. Und werde von dem mitleidheischenden Fiepen unterbrochen, mit dem das Tablet auf den Eingang einer neuen Mail hinweist.

Stefan greift nach dem Gerät. »Ich schaue nur schnell, ob es was Wichtiges ist.«

Was Wichtiges, am Sonntagvormittag. Eigentlich bin ich nicht überrascht, als jetzt auch noch das Telefon klingelt. »Ich geh schon«, sage ich, weil Stefan gar nicht erst aufsieht.

Das Mobilteil steht in seiner Station, gleich ums Eck im Wohnzimmer, auf der Kommode neben meiner Bücherwand. Bevor ich mich überhaupt richtig melden kann, re-

det Nora auch schon auf mich ein – zu schnell und so laut, dass ich das Telefon ein Stück von meinem Ohr weghalten muss. Nora, deren Foto im Lexikon den Eintrag zu ›Con-tenance‹ bebildern müsste. Ich spüre, wie mir kalt wird, trotz der fast schon hochsommerlichen Temperaturen.

Gute drei Stunden später und etwas über zweihundert Kilometer von zu Hause entfernt stehe ich immer noch irgendwie neben mir, buchstäblich – ich komme mir vor, als würde ich mir selbst zusehen, ohne zu begreifen, was genau ich da eigentlich sehe, wie in einem schlechten Traum. Dabei ist es geradezu traumhaft schön hier: Das Haus liegt am Ende einer langen Schotterstraße, quasi mitten im Wald. Das letzte Stück der Zufahrt führt durch eine blühende Wiese, hölzerne Blumentröge stehen rechts und links neben der Haustür, den ersten Stock schmückt ein rustikaler Holzbalkon, von dem sich üppige Geranien ranken.

Das Ganze wirkt zwar ein wenig spießig für das Rückzugsdomizil des Sängers einer Elektropop-Band, so ganz anders als Morgans loftartige Villa mit den klaren Linien, wo fast alles in Weiß gehalten ist, selbst die Möbel. Irgendwie ist es aber auch gerade deshalb typisch Morgan: widersprüchlich eben. Ich fühle den Druck auf der Brust wieder zunehmen. Ich atme zu flach, mir ist fast ein bisschen schwindlig.

Vor dem Haus steht ein roter Kleinwagen; definitiv nicht Morgans SUV, aber irgendjemand ist hier. Während ich in Svens betagtem Mercedes – ich glaube, den behält er nur als stummen Protest gegen Alex' Ferrari-Sammlung –

noch mit dem Türgriff kämpfe, sind Sven und Alex schon ausgestiegen. Alex läuft zur Haustür, nimmt die drei Stufen davor mit einem Satz und drückt auf die Klingel. Sven dreht sich nach mir um, als ich es gerade geschafft habe, die Autotür zu öffnen. Er hält sie mir auf und reicht mir seine Hand, die ich dankbar nehme. »Wird schon nichts passiert sein!«, sagt er betont locker und schenkt mir ein seltenes Lächeln.

Ich kann bloß nicken. Durch meinen Kopf hallt Noras hektische Stimme am Telefon: »Franziska? Ich muss dich um etwas bitten. Ich wollte gestern schon anrufen, aber es ging einfach nicht. Ich hab ihn verlassen. Bitte sag jetzt nichts. Es tut mir so leid. Aber ich kann nicht ewig so weitermachen. Ich habe jemanden kennengelernt. Jemanden, der so ist wie ich. Ich habe ihn nie wirklich verstanden, das weißt du.« Und dann, ganz sanft: »Ich danke dir für alles, was du für uns getan hast, Franziska. Bitte schau nach Morgan, er braucht dich jetzt.« Danach das Klicken in der Leitung, als sie aufgelegt hat. Natürlich habe ich sofort bei Morgan angerufen – und seinem Anrufbeantworter mit gekünstelter Ruhe erklärt, er möge mich doch bitte kurz zurückrufen, wenn er das abhört. Dasselbe auf dem Handy.

Stefan muss aus dem, was er gehört hat, die richtigen Schlüsse gezogen haben, jedenfalls ist er rüber ins Wohnzimmer gekommen. »Hat unser Paar des Jahres mal wieder eine Krise?«

Das sollte ein Scherz sein, aber mir war nicht nach Lachen zumute. Also habe ich nur genickt, während ich zum vierten oder fünften Mal die Wahlwiederholung gedrückt habe, um doch nur wieder auf Morgans Mailbox zu landen.

Da hat Stefan mir das Telefon aus der Hand genommen und mich in seine Arme gezogen. »Du kennst die beiden doch«, hat er probiert, mich zu beruhigen. »Ist doch nicht das erste Mal. Das gibt sich schon wieder.«

Er ist fast einen Kopf größer als ich und auch nicht gerade ein Hänfling. Normalerweise fühle ich mich von seiner Umarmung geschützt. Nur in dem Moment schien sie mich fast zu ersticken. Abgesehen davon, dass ich mir inzwischen einfach sicher war, dass irgendetwas passiert sein musste. Ich habe ihn heftiger abgeschüttelt, als ich eigentlich wollte, und ihm vorgeworfen, ein herzloser Ignorant zu sein.

Stefan hat einen imaginären Krümel von seiner Hose gefegt. »Danke für das Kompliment«, hat er gesagt und darauf gewartet, dass ich lache.

Ich weiß, ich hätte darauf eingehen sollen, aber ich konnte einfach nicht.

Bevor das Schweigen richtig drückend geworden ist, hat Stefan geseufzt. »Dass du immer gleich so melodramatisch werden musst. Ein Mann, der verlassen worden ist, geht schon mal nicht ans Telefon. Das ist kein Grund, gleich auszuflippen. Wahrscheinlich ist er bei Sven oder Alex, was trinken und auf die Weiber schimpfen.«

Das hat mich immerhin auf den Gedanken gebracht, bei Sven anzurufen. Er hatte zwar weder etwas von Nora noch von Morgan gehört, meine Sorge hat er trotzdem sofort verstanden. »Ich bitte Alex, mal kurz rüberzuschauen, ich rufe dich gleich zurück«, hat er gesagt, ohne große Diskussion. Alex wohnt nur eine Querstraße von Morgan entfernt. Ein paar Minuten später hat Sven mir Bescheid gegeben, dass in der Villa niemand sei. Dann

hat er vorgeschlagen, mal in Morgans Ferienhaus nachzusehen.

Ich bin im Laufschrift die Treppe hinauf und durch Bad und Schlafzimmer gespartet, habe Schranktüren aufgerissen und ein paar Sachen zum Wechseln in eine Tasche gestopft, sicherheitshalber. Es war ja nicht das erste Mal.

Stefan saß wieder am Esstisch, sehr gerade, fast ohne die Rückenlehne zu berühren, als ich mit Tasche und Laptoptasche an ihm vorbei in den Flur gegangen bin. Für einen Augenblick kam er mir vor wie ein Fremder, als wäre ich nicht schon tausendmal die Linie seines Kiefers nachgefahren, um zu sehen, wie ein Lächeln seine kantigen Züge weicher werden lässt. »Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder? Wir wollten heute Abend mit meiner Mutter essen gehen.«

Ich musste seinem Blick ausweichen, dem Unausgesprochenen darin, das seine graublauen Augen dunkler hat wirken lassen, obwohl ihm durchs Esszimmerfenster die Sonne ins Gesicht schien. Aus dem Flur habe ich ihm zugerufen, dass ich nach Morgan sehen müsse, dass ich es Nora versprochen habe.

»Franziska ...« Beinahe drohend. Vielleicht hat Stefan noch etwas gesagt oder sagen wollen, aber da war die Haustür schon hinter mir zugefallen.

Ich habe mich in der Nähe von Stuttgart an einer Autobahnraststätte mit Sven und Alex getroffen, von da aus ist Sven gefahren. Für die Verkehrssicherheit definitiv von Vorteil. Und jetzt stehen wir hier, vor diesem idyllischen, spießigen Haus mitten im Nirgendwo. Als Alex gerade zum zweiten Mal klingeln will, wird die Tür geöffnet.

»Hi«, sagt ein hübsches blondes Mädchen, das locker

fünfzehn Jahre jünger ist als ich; höchstens Mitte zwanzig, würde ich schätzen. Sie lächelt freundlich. »Seid ihr Freunde von Morgan?«

»Ist er da?«, fragt Alex statt einer Antwort.

Da taucht er schon im Flur hinter dem Mädchen auf. Er knöpft sich gerade noch das Hemd zu und sein Haar sieht zerwühlt aus, aber es ist der Blick in sein Gesicht, das nur aus Tälern und Schatten zu bestehen scheint, der mich zusammenzucken lässt: Es wirkt schärfer geschnitten und gleichzeitig zarter, als ich es in Erinnerung habe, als hätte ein schroffer Wind alles Weiche abgetragen und lediglich das Gerüst zurückgelassen. Seine dunklen Augen sind so tief verschattet, dass sie fast schwarz wirken. Wenigstens haben sich meine sonstigen Befürchtungen als unbegründet erwiesen.

»Gott sei Dank!«, entfährt es mir.

Sven drückt meine Schulter, wie um zu sagen »Na siehst du, alles okay«. Darauf würde ich nicht wetten wollen.

Morgan mustert uns, eher müde als überrascht. Dann nimmt er dem Mädchen die Tür aus der Hand und nickt uns zu. »Kommt rein, wo ihr schon mal da seid.«

Als er uns durch den Flur führt, erhasche ich aus dem Augenwinkel einen Blick auf mich selbst im Garderobenspiegel und wende den Kopf ab. Ich habe mir vor meinem überhasteten Aufbruch nicht die Mühe gemacht, mich umzuziehen, und trage immer noch meine ausgefranste, fast zwanzig Jahre alte Lieblingsjeans, dazu ein ärmelloses, locker fallendes T-Shirt. Das ist es allerdings nicht, was mich stört, das hier ist schließlich kein Geschäftstermin. Es sind auch nicht die kinnlangen Strähnen, die sich aus meinem Pferdeschwanz gelöst haben. Aber die Son-

nenbräune auf meiner Haut wirkt im gedämpften Licht wie ein Anstrich, der etwas überdecken soll, und die weit geöffneten Augen, die mir aus dem Spiegel entgegenstarrten, scheinen eine stumme Warnung zu enthalten.

Wir folgen Morgan an einer altmodischen Holzterrasse in den ersten Stock vorbei und weiter in eine geräumige Wohnküche, wo wir auf einer Eckbank hinter einem riesigen Küchentisch Platz nehmen, während Morgan zurück in den Flur geht. Erst jetzt fällt mir das Mädchen wieder ein. Sie scheint draußen zu warten.

Morgans Stimme verstehe ich nicht, ihre schon: »Ja, schon, aber ich habe gedacht, ›eine Zeit lang‹ wäre wenigstens für ein paar Tage.« ... »Nein, hast du nicht. Schon gut, ich geh ja schon. Aber ruf bloß nicht noch mal an. Mistkerl.«

Kurz darauf fliegt die Haustür zu, ein Motor wird angelassen und ein Wagen zu schnell beschleunigt, sodass das Prasseln von aufspritzendem Kies zu hören ist.

Sven, Alex und ich schauen uns an, niemand sagt etwas. Durch ein großes Sprossenfenster und eine Terrassentür fällt Sonnenlicht schräg an uns vorbei auf Terrakottafiesen und eine L-förmige Küchenzeile aus hellem Holz. Winzige Staubkörnchen tanzen im Licht.

»Wollt ihr Kaffee?« Morgan steht wieder in der Küche, die Hände vorn in die Taschen seiner Jeans geschoben. Der schwache Schatten, den er auf die Fliesen wirft, scheint mehr Substanz zu haben als er.

»Morgan ...«, sage ich und breche ab, weil ich nicht weiß, wie ich weitermachen soll. Ich muss ihm nicht sagen, wie leid mir das mit Nora tut, und wie es ihm geht, brauche ich ihn erst recht nicht zu fragen: Er scheint nicht

mal richtig hier zu sein, kaum mehr als eine auffällige Fassade und dahinter – Leere.

»Wir wissen das mit Nora«, sagt Sven, als würde er lediglich feststellen, dass morgen Montag ist. Er strahlt eine Ruhe aus, um die ich ihn beneide. Selbst Alex, der sonst immer zu Scherzen aufgelegt ist, sitzt ganz vorne an der Kante der Bank, die Unterarme auf dem Tisch aufgestützt. Fluchtbereit. Sven hat sich entspannt zurückgelehnt, wobei er Alex und mich noch immer locker überragt. Während man Morgan ansieht, dass er sich fit hält, kultiviert Alex einen kleinen Wohlstandsbauch, den er meist unter weiten T-Shirts verschwinden lässt. Heute trägt er eines mit der Aufschrift *Humor ist, wenn man trotzdem lacht*. Ich habe keine Ahnung, ob er das bewusst ausgewählt hat. Dagegen wirkt Sven mit seinen hageren eins sechsendneunzig, dem schmalen Gesicht und dem glatt rasierten Schädel wie der geborene Asket, obwohl er weit davon entfernt ist, einer zu sein. Er hat den Blick fest auf Morgan gerichtet, rückt nur einmal seine randlose Brille zurecht.

Morgan hebt die Schultern, die Hände noch immer in den Taschen, was ihn seltsam ängstlich wirken lässt. Als würde er einen Schlag erwarten, von dem er weiß, dass er ihm nicht wird ausweichen können. »Klar. Deshalb seid ihr ja wohl hier. Um nachzusehen, ob ich nichts Dummes mache. Hat sie euch drum gebeten?«

»Sie hat mich angerufen«, sage ich leise.

Morgan nickt. Dann dreht er sich plötzlich um. »Ich mache euch Kaffee.«

Da ist etwas in seiner Stimme, seiner Haltung, jeder einzelnen, übertrieben sorgfältigen Bewegung: etwas Roboterhaftes, Bemühtes, von dem ich nicht weiß, ob es für

uns gedacht ist oder reiner Selbstschutz. Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein, trotzdem halte ich es nicht aus, hier noch länger so herumzusitzen. Was wollen wir tun – Kaffee trinken und übers Wetter reden? Das wird ihm nicht helfen ...

Ich bin zu hastig aufgestanden und rumpele prompt schmerzhaft gegen die Tischkante. Das dumpfe Geräusch und das ärgerliche »Au!«, das mir entfährt, lassen Morgan mitten in der Küche erstarren, mit dem Rücken zu uns.

Ich weiß ja, dass ihm im Moment gar nichts hilft. Nicht, sofern nicht einer von uns über Zauberkräfte verfügt und Noras Entscheidung mit einem Fingerschnippen ungeschehen machen kann. Ich weiß aber auch, dass ich nicht hier bin, um zu reden. Zum Reden ist es noch viel zu früh. Ich bin nur hier, um hier zu sein. Also gehe ich zu ihm und strecke die Hand aus. Für eine Sekunde schweben meine Finger leise zitternd in der Luft, dann landen sie sanft wie Schmetterlinge.

Ich blinzele alberne Tränen weg. Ich fühle mich hilflos, okay, das ist nicht schön, aber auch kein Grund, sich selbst leidzutun. Hier geht es schließlich nicht um mich, und Selbstmitleid ist ohnehin eine Gefühlsregung, der ich absolut nichts abgewinnen kann. Vermutlich, weil ich mich zu oft dabei erwische. Meine Gedanken drehen sich im Kreis, richten sich unvermittelt und mit heftigem Zorn auf Nora, während meine Hand auf Morgans Schulter liegt, ganz leicht nur, bereit, sich sofort zurückzuziehen, sobald er die leiseste Ausweichbewegung macht. Stattdessen greift er nach meinen Fingern und zieht mich vor sich, als würden wir zu einer Musik tanzen, die nur er hören kann.

Er hat den Kopf gesenkt, sieht mich nicht an, steht einfach da und wartet. Nicht auf Rettung, nicht auf Erlösung – die würde er nicht wollen, selbst wenn es sie gäbe –, nur auf eine Atempause.

Ich mache diesen letzten halben Schritt auf Morgan zu und frage mich, was mit mir los ist, was meine Brust so eng macht: Ich kenne das doch, ich weiß, dass ich das schaffe – na ja, abgesehen von der unbedeutenden Kleinigkeit vielleicht, dass ich ihm diesmal keine Hoffnung machen kann, nicht nach dem, was Nora mir gesagt hat. Ist es das?

Dann habe ich Morgan im Arm und schiebe sämtliche Gedanken beiseite, bin wirklich einfach nur hier. Er hat die Stirn an meine Schulter gelegt, aber es dauert einen Moment, bis ich seine Arme in meinem Rücken spüre: unsicher, als würden sie keinen Halt finden. Oder als hätte er vergessen, wie das geht, jemanden umarmen. Mein Blick fällt quer durch den Raum auf Sven und Alex am Tisch. Sven gibt Alex ein Zeichen und beide stehen auf. Als sie an uns vorbeigehen, legt Sven kurz die Hand auf Morgans Rücken, Alex klopft ihm auf die Schulter. »Ruf an, wenn du was brauchst, Mann.«

Ich lausche ihren Schritten nach, die sich durch den Flur entfernen, höre die Haustür zufallen und ein weiteres Mal das Anlassen eines Motors, nicht mehr als ein leises Grummeln diesmal. Morgans Brustkorb hebt und senkt sich inzwischen ruckartig, als wäre jeder Atemzug ein Kampf.

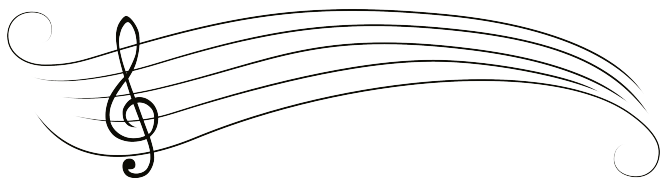
»Schon gut«, murmele ich und versuche, meiner Stimme einen ruhigen, sanften Klang zu geben, obwohl es mir ja gerade nicht einmal gelingt, mich selbst zu beruhigen.

»Lass es einfach zu, es geht schon vorbei.« Eine Zeile aus einem seiner Songs geht mir durch den Kopf und ich flüstere: »Don't fight the rain.«

... it'll wash you away anyway
Don't fight the flood
let it rush over you, let it tear you away
to the shore of another day ...

Der heisere Laut, der tief aus Morgans Brust aufsteigt, lässt mich die Zähne aufeinanderbeißen. Und weil es nichts mehr gibt, was ich noch sagen könnte, halte ich ihn einfach fest und warte, bis es vorüber ist. Als er sich schließlich vorsichtig von mir löst, sieht er mich immer noch nicht an. »Kann ich einen Moment allein sein? Bitte?«

Seine Stimme wackelt, kippt, und ich muss mich beherrschen, um Abstand zu halten. Meine Finger streifen flüchtig seinen Handrücken. »Klar«, sage ich so munter ich kann, »ich warte draußen.«



ZWEI

Ich setze mich auf die Stufen vor der Haustür, obwohl alles in mir nach Bewegung schreit. Am liebsten würde ich jetzt eine Runde laufen gehen. Oder wenigstens vor dem Haus auf und ab marschieren, aber das kommt mir albern vor. Weil ich nichts habe, womit ich herumspielen könnte, knete ich meine Finger. Ich bin Nichtraucher, was in Anbetracht meiner zwanghaft unruhigen Hände ein Witz ist. Also ziehe ich mit der linken an jedem einzelnen Finger der rechten Hand, wie um zu prüfen, ob sie noch fest sitzen oder demnächst vielleicht abfallen könnten, und weiß genau, dass ich das Ganze gleich umgekehrt wiederholen werde. Eine Zeit lang habe ich es mit Finger- ringen versucht, weil man die so schön hin und her drehen kann, aber die Dinger sind mir entweder zu weit oder zu eng und immer irgendwie im Weg.

Ich frage mich, warum ich auch jetzt noch nicht richtig durchatmen kann: Jeder Atemzug scheint auf halber Höhe meines Brustbeins gestoppt zu werden, als ob da irgendein Ventil geschlossen wäre. Dabei ist für den Moment doch eigentlich alles in Ordnung. Morgan kennt den Abgrund mindestens so gut wie ich, vermutlich sogar besser. Jetzt gerade ist er ihm zu nah. Was in Anbetracht der

Umstände aber auch nicht anders zu erwarten war. Und ich habe ihn definitiv schon in einem schlimmeren Zustand erlebt.



Das erste Mal war ein paar Monate, nachdem wir uns kennengelernt hatten. Damals hat er mich angerufen, nachts um halb zwölf, völlig überraschend. Wir hatten da eigentlich noch gar keinen Kontakt. Er hat sich bestimmt eine Minute lang entschuldigt, dass er so spät noch stört, dann hat er sich verabschiedet und aufgelegt. Ich saß da, mit dem Handy in der Hand, und habe ungläubig den Kopf geschüttelt. Ich hätte das Ganze abgetan, wäre da nicht dieses saure Gefühl im Magen gewesen, das nichts mit Aufregung zu tun hat, jedenfalls nicht im positiven Sinn. Gut, der Sänger meiner Lieblingsband hatte mich eben angerufen, obwohl wir uns nur ein Mal begegnet waren, rein zufällig, nach einem seiner Konzerte und der After-Show-Party, in einem Fast-Food-Restaurant, das rund um die Uhr geöffnet hatte.

Stefan hatte auf dem Heimweg Hunger bekommen, es muss weit nach ein Uhr nachts gewesen sein, also haben wir an diesem Burger King gehalten. Während er noch kurz zur Toilette gegangen ist, habe ich mich umgeschaut, essen wollte ich nichts. Das Lokal war fast leer, ein Pärchen saß in einer Ecke und drei Männer an einem Tisch am Fenster.

Vielleicht lag es daran, dass es so ein wunderbarer Abend gewesen war, dass wir nach dem Konzert noch

richtig Lust auf die Party gehabt hatten und seit Jahren das erste Mal wieder tanzen waren, vielleicht an der milden Mainacht, vielleicht war die Situation auch einfach zu unwirklich, um wahr zu sein. Jedenfalls stehe ich in dem annähernd leeren Raum und sage laut in die Stille zwischen zwei Songs der leise plätschernden Hintergrundmusik: »Das glaube ich jetzt nicht!« Das Pärchen ist mit sich selbst beschäftigt und ignoriert mich, aber die anderen drei Köpfe wenden sich mir zu und ich schlage mir die Hand vor den Mund, weil ich sonst entweder wie ein Tee- nie kreischen oder mindestens dümmlich grinsen muss.

In dem Moment taucht Stefan neben mir auf und drückt mich an sich. »Hey, schau mal, das gibt's ja nicht!« Er zieht mich einfach mit sich, als er zu ihrem Tisch geht. Ich schaue in drei durchaus freundliche Gesichter, vielleicht sogar leicht amüsiert, zum Glück jedenfalls nicht genervt. Stefan räuspert sich. »Dürfen wir kurz stören? Ihr würdet einen großartigen Abend perfekt machen, wenn ihr ein Autogramm für meine Freundin hättet – davon träumt sie nämlich schon, seit sie siebzehn war.«

Ich war sechzehn, als ich mein erstes No-Way!-Album gekauft habe, aber das ist gerade vollkommen egal.

Sven und Alex grinsen, Morgan zeigt uns ein strahlendes Bühnen-Lächeln. »Na klar – obwohl das ja noch nicht sooo lange her sein kann.« Und dann, bevor ich Zeit habe, rot zu werden: »Wir können auch ein Foto machen, wenn ihr mögt.«

Ich bin definitiv überfordert mit der Situation, denn das Einzige, was mir als Antwort einfällt, ist: »Du sprichst Deutsch?« Und zwar vollkommen akzentfrei. Ich hatte zwar vor Jahren mal in einem Musikmagazin gelesen,

dass Morgans Mutter Deutsche ist und er in Bonn geboren wurde. Nach ihrem frühen Tod sei er aber bei seinem Vater in den USA aufgewachsen. Und weil er auf der Bühne und bei Interviews ausschließlich Englisch spricht, bin ich davon ausgegangen ...

Jetzt lachen alle drei. »Nur privat«, sagt Morgan. »Wenn ihr's keinem verrätet, dürft ihr euch auch setzen. Oder steht ihr gern so in der Gegend herum?«

Bevor ich Stefan auch nur einen fragenden Blick zuwerfen kann, steht Alex, der Morgan und Sven gegenüber sitzt, schon auf und zeigt auf seine Bank. »Na los, rutscht rein.« Dann setzt er sich auf den Stuhl an der Längsseite des Tisches.

Neben mir sagt Stefan: »Ich bin gleich wieder da – kann ich jemandem noch was mitbringen?«

Alex bittet tatsächlich um eine Cola, Sven und Morgan schütteln den Kopf. Und ich versuche, meinen Körper dazu zu bewegen, sich normal zu verhalten und auf dieser Bank Platz zu nehmen. Am selben Tisch wie meine Lieblingsband. In einem verdammten Fast-Food-Restaurant! Wahrscheinlich grinse ich dabei wie ein Idiot.

Ich bin definitiv völlig überdreht, aufgeputscht vom Endorphinrausch. Ein leises Summen in meinen Ohren, verursacht von zu lauter Musik, klingt wie das Echo von harten Bässen und verspielten Synthesizer-Arrangements und lässt mich rhythmisch mit dem Fuß wippen. Den dreien scheint es nicht anders zu gehen, jedenfalls albern sie, während Stefan auf seinen Burger wartet, mit mir herum, als wäre keiner von uns älter als zwanzig. Alex erzählt ›Alle Kinder‹-Witze – »Alle Kinder stehen bis zum Hals im Wasser. Nur nicht der Rainer – der ist 'nen Kopf

kleiner!« –, Morgan zwinkert mir zu und kontert mit einem nicht jugendfreien Blondinenwitz, und Sven lacht so laut, dass das Pärchen irritiert zu uns herübersieht.

Vielleicht traue ich mich deshalb, als Stefan endlich neben mir sitzt, eine Frage zu stellen, die sie in Interviews immer nur ausweichend beantworten: wie sie auf den Namen für ihre Band gekommen sind.

»Das war einfach ein spontaner Einfall ...«, beginnt Morgan die übliche Geschichte, aber Alex unterbricht ihn.

»Ach, komm schon, erzähl's ihr! Sie ist doch keine Klatzschrepperin.«

»Wir verraten's auch nicht weiter – versprochen!« Zur Bestätigung meiner Worte ziehe ich einen imaginären Reißverschluss vor meinen Lippen zu.

Morgan seufzt zwar, lässt sich aber tatsächlich von meinem erwartungsvollen Blick erweichen. »Also eigentlich ist es nur zu profan, um eine gute Story abzugeben: Das war die Antwort, die ich meinem Vater gegeben habe, als der darauf bestand, ich solle erst mein Jurastudium abschließen, bevor ich sonnetwegen ein Jahr damit vertrödeln dürfe, Musik zu machen, wenn es denn unbedingt sein müsse. Sven hat das Telefonat mitgehört und gebrüllt ›Das ist es, das ist der perfekte Name!‹ Und schon war No Way! geboren.«

Svens Miene ist unergründlich, Alex feixt ein bisschen. »Ich finde ja, das ist eine ziemlich gute Geschichte«, sagt er.

Morgan geht nicht darauf ein, sieht nach wie vor nur mich an. »Versprochen ist versprochen.« Er lächelt, aber ich kann hören, wie ernst es ihm ist.

»Klar«, sage ich, bevor Stefan nachbohren kann. Ihm ist

deutlich anzusehen, dass er wissen will, was es mit der Geheimniskrämerei auf sich hat. »Geheimnisse sind bei uns immer gut aufgehoben, oder, Schatz?« Jetzt kann Stefan nicht anders, als mir zuzustimmen. Er legt den Arm um mich und drückt mir einen Kuss auf die Schläfe, und Morgans Lächeln wird breiter, strahlend, wie vorhin.

Als wir uns gegen halb drei dann schließlich verabschiedet haben, hat Morgan angeboten, uns für die nächste Tour Backstagepässe zukommen zu lassen. Also haben wir Nummern ausgetauscht, und hey, vielleicht trifft man sich ja auch so mal wieder, hat einen netten Abend ...

Geglaubt habe ich zwar nur an die Backstagepässe, aber das allein hat mich sicher noch drei Tage lang dauergrinsen lassen. »Ohne mich«, hat Stefan geschmunzelt, »hättest du dich nie getraut, sie anzusprechen.« Womit er höchstwahrscheinlich richtig lag.

Zwischen Morgan und mir war etwas, vom ersten Moment an. Wir haben nicht miteinander geflirtet, das meine ich nicht: Stefan saß neben mir, wir haben Händchen gehalten wie frisch Verliebte, und so habe ich mich an diesem Abend auch gefühlt. Es war mehr eine Art stilles Verständnis, ein Wiedererkennen, obwohl mir das damals noch nicht bewusst war. Wie auch – damals habe ich den charmanten, charismatischen Sänger kennengelernt, der wenige Stunden zuvor eine Halle mit mehreren Tausend Menschen gerockt hatte.

Und dann der Anruf, praktisch aus dem Nichts, nach lediglich ein paar mehr oder weniger belanglosen WhatsApp-Nachrichten, wie toll das Konzert gewesen sei, wie nett der Abend und so weiter. Ein paar Minuten habe ich mit mir gerungen, habe gegen meine Schüchternheit an-

gekämpft und mit der inneren Stimme debattiert, die mir weismachen wollte, dass ich genau wisse, was ich zu tun hätte, dass ich es spüren könne: die Säure im Magen.

Ich glaube nicht an Vorahnungen. Jedenfalls nicht daran, dass ich welche habe. Es gibt sicher Menschen mit besonderen Begabungen, aber ich gehöre nicht dazu. Ich habe lediglich schlechte Nerven und eine lebhaftes Fantasie. Die Kombination sorgt dafür, dass ich mir manchmal seltsame Dinge einbilde. Vielleicht nicht nur manchmal. Genau das habe ich auch meiner inneren Stimme erklärt. Während meine Finger völlig unbeeindruckt vom Für und Wider unserer Diskussion den Rückruf gedrückt haben.

Morgan war sofort am Telefon.

»Hey.«

Schweigen. Atmen. Schweigen.

»Möchtest du reden?«

Schweigen. Dann: »Ja ... Nein, ... ich ... ich kann nicht ...« Schweigen. Atemzüge, die zu lang gezogen sind, zu angestrengt klingen.

»Soll ich vorbeikommen?« Ich weiß nicht, warum ich das sage, so einen Blödsinn, *soll ich vorbeikommen* – wir kennen uns doch kaum, wenn er jemanden zum Reden braucht, hat er sicher tausend Freunde, außerdem hat er doch gerade gesagt, dass er nicht reden will ...

Nicht kann, korrigiert mich diese nervige, rechthaberische Stimme, *und genau deswegen hast du gefragt*.

Schweigen.

Ich mache mich gerade so richtig lächerlich, ich bin doch nicht ...

»Ja.« Morgans Antwort hallt so dumpf durch die Leitung, als wäre er gerade sehr viel weiter fort als die knapp

vierhundert Kilometer, die uns rein räumlich gesehen trennen.

»Okay.« Mein Herz rast. Was passiert hier gerade, was tue ich? »Schick mir deine Adresse aufs Handy, ich fahr gleich los.«

»Ist gut. Bis ... bis dann.«

»Bis dann.« Bevor ich auflegen kann, rutscht mir das Handy aus der Hand, meine Finger sind schweißfeucht. Kurz darauf piepst es zweimal, Morgans Nachricht ist da. Ich wusste, dass er irgendwo bei Frankfurt wohnt, jetzt habe ich eine vollständige Anschrift, und dazu noch einen sechststelligen Code, den ich am Tor vor der Einfahrt eingeben soll. Es ist wohl kaum überraschend, dass er nicht in einem Reihenhaushaus wohnt, wo jeder vorbeispazieren kann, trotzdem macht mich der Gedanke an ein codesicheres Tor noch nervöser, als ich es ohnehin schon war. Ich gebe die Adresse bei Google Maps ein, normalerweise sind es gute vier Stunden Fahrt, um die Uhrzeit wahrscheinlich weniger. Danach sitze ich im dunklen Wohnzimmer, das Handy auf dem Sofa neben mir. Eigentlich war ich gerade auf dem Weg ins Bett, als der Anruf kam, ich dachte, es wäre Stefan.

Stefan.

Ich kann doch jetzt nicht einfach ...

Ich kann aber auch nicht *nicht* ...

Mir ist schwindlig, ich halte mich am Sitzpolster fest, beuge mich vor und versuche, ruhig und gleichmäßig zu atmen. Was ist los mit mir? Warum will ich mitten in der Nacht zu einem völlig Fremden fahren? Weil ich ihn anhimmele? Habe ich jetzt endgültig den Verstand verloren, ich bin doch keine sechzehn mehr ...

Weil er dich braucht, sagt die Stimme.

Klar. Ausgerechnet mich. Weil ich ja was ganz Besonderes bin.

Er hat dich angerufen.

Vielleicht hat er sich verwählt, Himmel noch mal!

*Dir ist schon klar, dass du dich kindisch benimmst, oder?
Fährst du jetzt oder nicht?*

Fahre ich?

Ja, verdammt, natürlich fahre ich! Ich weiß längst, dass ich fahren werde, ich traue mich nur nicht, vom Sofa aufzustehen, weil ich es nicht erklären kann! Mein Leben ist in Ordnung. Nicht im Sinne von ›ganz okay‹, sondern im Sinne von ›alles ist da, wo es hingehört‹. Überschaubar. Kontrollierbar. Das war nicht immer so. Mit Lukas war es genau genommen das exakte Gegenteil. Nichts von dem, was Lukas mit mir gemacht hat – was *ich* wegen Lukas mit mir gemacht habe –, war kontrollierbar. Oder erklärbar.

Praktischerweise ist Stefan gestern zu einer Geschäftsreise aufgebrochen, sodass ich es – zumindest vorläufig – auch nicht erklären muss. Praktischerweise haben wir weder Kinder noch Haustiere. Praktischerweise arbeite ich seit fünf Jahren freiberuflich von zu Hause aus, ich muss mir also nicht mal für morgen freinehmen.

Mit einem Stöhnen, als hätte ich schlimme Kopfschmerzen, stemme ich mich vom Sofa hoch. Ich schmeiße ein paar Sachen in meine kleinste Reisetasche, packe meinen Laptop ein und setze mich ins Auto. Anschließend fahre ich dreieinhalb Stunden durch die Nacht und denke bei jeder Autobahnausfahrt daran, umzudrehen und nach Hause zu fahren. Als ich vor dem massiven Tor

stehe, das die einzige Unterbrechung in einer gut zwei Meter hohen Hecke zu sein scheint, ist es kurz nach halb vier. Die Navigationssoftware hat mich in eine Art Villenviertel gelotst, dort bin ich zweimal rechts abgebogen, dann hieß es, das Ziel würde sich auf der linken Straßenseite befinden.

Ein wenig unschlüssig schaue ich auf ein kleines weißes Kästchen mit gummiartigen schwarzen Tasten, das neben dem Tor angebracht ist. Darüber befindet sich ein Klingelknopf, und weiter oben hängt eine Kamera. Eine Hausnummer kann ich nirgendwo entdecken. Was könnte schlimmstenfalls passieren, falls das das falsche Tor ist und ich den falschen Code benutze? Vermutlich nichts – drei Versuche hat man doch immer, oder? Schließlich kann man sich auch mal vertippen. Ich hole Luft und gebe den Code ein. Wie von Geisterhand schwingen die beiden Torflügel auf und geben den Blick auf eine etwa zwanzig Meter lange geteerte Auffahrt frei, die schnurgerade auf ein großes zweistöckiges Gebäude zuführt. Etwas irritiert betrachte ich die Blumenwiese, die rechts und links der Auffahrt wuchert und nicht so recht hierher zu passen scheint. Links neben dem Haus ist vor der Garage eine Parkfläche zu sehen, aber ich lasse mein Auto lieber draußen stehen. Reisetasche und Laptop bleiben auf der Rückbank, Morgan soll ja nicht denken, ich wolle bei ihm einziehen. Ich habe die Haustür noch nicht ganz erreicht, als darüber ein Licht angeht, wahrscheinlich von einem Bewegungsmelder gesteuert. Mein Finger schwebt über dem Klingelknopf, absurderweise zögere ich, als ob es jetzt noch ein Zurück gäbe.

Da wird die Tür geöffnet.

Ich vermute, dass er das Licht gesehen hat. Im Haus ist es dunkel, ich kann lediglich den schwachen Schimmer einer bis an die Grenze des Sichtbaren heruntergedimmten Lampe erkennen, irgendwo in der Tiefe eines großen Raumes. Aber die Leuchte über der Haustür genügt: Morgan sieht schlimm aus; fahle Haut, tiefe Schatten auf Schläfen und Wangen, blutunterlaufene Augen. Ich kann seine Alkoholfahne riechen. Das schwarze T-Shirt über seiner Jeans ist so zerknittert, als hätte er darin geschlafen, und zwar mehr als nur eine Nacht. Barfuß steht er im Flur und hält mir die Tür auf. Für ein paar Sekunden schauen wir uns nur an, wortlos, er drinnen, ich draußen. An seinem linken Arm, der die Haustür hält, sehe ich eine etwa zehn Zentimeter lange rote Linie, eher ein tiefer Kratzer als ein richtiger Schnitt. Als er meinen Blick bemerkt, schiebt er den Arm hinter die Tür. Seine Wangenmuskeln zucken, dann zittert die Parodie eines Lächelns über sein Gesicht. Seine dunklen Augen spiegeln das Licht der Außenbeleuchtung. Und noch etwas anderes, das ich zu gut kenne, um es nicht zu fürchten.

Ich stehe noch immer vor der Tür, kann mich einfach umdrehen und gehen, nach Hause fahren. Stattdessen bin ich mit zwei Schritten bei ihm und nehme ihn in den Arm. Und er klammert sich an mir fest wie ein Ertrinkender.

Die feinen Härchen an meinen Unterarmen richten sich auf, als ich die Gegenwart einer alten Bekannten spüre. Sie strahlt von Morgan ab wie Hitze von einem Fiebernden. Aus den Schatten lässt sie klebrige Fäden wachsen, die sich um jedes Gefühl, jeden Gedanken schlingen und ihr lähmendes Gift abgeben, bis die Wälder verbrannt, die Seen ausgetrocknet und die Berge zu Staub zerfallen sind

und nichts mehr übrig ist außer Einsamkeit. Es gibt keine Worte, die sie vertreiben würden – ich kann nichts tun, als hier zu sein und den Augenblick mit Morgan zu teilen. Ich denke an Stefan, daran, dass ich sicher bin bei ihm. Trotzdem kann ich den Abgrund jetzt beinahe sehen. In dem dunklen Raum, in den ich über Morgans Schulter starre, gibt es nichts, woran sich meine Augen festhalten könnten, bis auf das schwache Glimmen dieser einen heruntergedimmten Lampe. Es hängt in der Luft wie ein dickes Glühwürmchen, nur bewegt es sich nicht, als hätte jemand die Zeit eingefroren.

Ich sitze in der Falle, denke ich plötzlich und weiß nicht, warum. Für einen Augenblick kämpfe ich gegen den Drang an, mich loszureißen und zu meinem Auto zurückzulaufen. Dann rufe ich mich selbst zur Ordnung, verbanne die unsinnige Furcht, die aus den Untiefen meiner Erinnerung aufsteigen will. Mir kann nichts passieren, und es ist offensichtlich, dass Morgan mich braucht: Außer mir ist nämlich niemand hier.

Viel wird ohnehin nicht von mir verlangt; ich kann ihn nur festhalten und warten, dass der Sog nachlässt, der an ihm zerrt. In Wellen ebbt er schließlich ab und lässt mich genauso erschöpft zurück wie Morgan.



Das war es also, das erste Mal. Später in dieser Nacht hat Morgan mir gesagt, dass Nora ihn verlassen hat. Ich bin drei Tage bei ihm geblieben. Stefan habe ich nach seiner Dienstreise davon erzählt.

Erst hat er gar nicht viel dazu gesagt. Aber zwei Tage später wollte er plötzlich wissen, ob ich mit Morgan geschlafen hätte, ob das eine Art Affäre gewesen sei. Seine Frage war so eindeutig rhetorischer Natur, dass ich ihn am liebsten geohrfeigt hätte dafür. Irgendwie habe ich es geschafft, ein ums andere Mal ganz ruhig mit ›Nein‹ zu antworten: Nein, ich habe nicht mit ihm geschlafen; ja, da bin ich sicher, definitiv; nein, ich wollte auch nicht mit ihm schlafen, und nein, ich glaube nicht, dass Morgan das wollte; nein, wissen kann ich es natürlich nicht, ich kann nicht in seinen Kopf schauen und wir haben nicht darüber gesprochen, wozu auch?

Vielleicht hat Stefan gespürt, dass ich ihm etwas verschweige.

Auch auf die Frage, ob ich in Morgan verliebt sei, habe ich mit ›Nein‹ geantwortet, und das war – ist! – die Wahrheit. Ebenso wie meine Antwort auf die Frage, was zum Teufel ich denn dann da gewollt hätte: »Mich um einen Freund kümmern.«

»Ihr kennt euch doch kaum!«

»Jetzt schon.«

Es gibt immer noch eine Menge Dinge, die ich nicht über Morgan weiß: was seine Lieblingsfarbe ist zum Beispiel, in welchen Fächern er in der Schule gut war oder ob er auf der Beerdigung seines Vaters gewesen ist. Aber kennengelernt habe ich ihn in diesen drei Tagen besser als die meisten anderen Menschen in meinem Leben, mit denen ich schon deutlich mehr Zeit verbracht habe. Nur wie soll ich das Stefan erklären? Über Schatten und Abgründe brauche ich mit ihm nicht sprechen. Das will ich auch gar nicht – es ist gut, einen Ort zu haben, der frei davon ist!

Damals hat es fast drei Monate gedauert, bevor ich Morgan wiedergesehen habe, dazwischen haben wir lediglich ein paar Mal telefoniert. Beim zweiten oder dritten Anruf hat er erzählt, dass Nora und er wieder zusammen sind. »Sie lässt dir ihren Dank ausrichten«, hat er gesagt. »Sie behauptet, ich würde mich jetzt fast wie ein normaler Mensch benehmen.«

Wie auch immer man »normal« im Zusammenhang mit jemandem wie Morgan definiert, habe ich lächelnd gedacht und »Gern geschehen« gesagt, obwohl ich doch eigentlich gar nichts getan habe. Danach schien es jedenfalls auch für Stefan in Ordnung zu sein.

Dann waren No Way! wegen eines Liveauftritts während einer Radiosendung in München, und wir haben uns abends alle in einem kleinen Restaurant am Ammersee getroffen: Stefan und ich, Alex, Sven und Morgan. Und Nora. Morgan hat den ganzen Abend ihre Hand nicht losgelassen, ich habe Stefan angegrinst – siehst du, wie ich es dir gesagt habe – und er hat sich endgültig entspannt und sich am Ende des Abends sehr herzlich von Morgan verabschiedet.

Ein paar Tage darauf hat Nora angerufen, um Stefan und mich nach Florida in ihr Ferienhaus einzuladen. Das Haus hat sich als säulengeschmückte Villa im Kolonialstil direkt am Strand bei Naples entpuppt, inklusive eines riesigen Pools und eines Tennisplatzes, den nie jemand benutzt, weil weder Morgan noch Nora Tennis spielen. Drei traumhafte Wochen haben wir da verbracht. Und wenn überhaupt, dann habe ich mich höchstens in Nora verliebt – obwohl sie genau der Typ Frau ist, auf den ein weibliches Wesen normalerweise mit genetisch programmier-

ter Eifersucht reagiert: etwa eins sechzig klein und zierlich, dabei aber keineswegs knabenhaft, mit tizianroten Locken und mandelförmigen Rehaugen. Dazu noch vier Jahre jünger als ich.

Sie hat etwas Toughes unter dieser niedlichen Bambi-Oberfläche, das ich bewundere, und eine unverstellte Herzlichkeit, für die man sie einfach gernhaben muss. In den gut eineinhalb Jahren seitdem habe ich definitiv öfter und länger mit Nora telefoniert als mit Morgan. Außerdem leben ihre Eltern nur knapp siebzig Kilometer von uns entfernt. Wenn sie sie besucht – grundsätzlich ohne Morgan –, macht sie immer einen Zwischenstopp bei uns.

Es ist sicher nicht übertrieben, wenn ich sage, dass Nora meine beste Freundin geworden ist. Ich kann ihr nicht wirklich böse sein. Wenn ich ehrlich bin, bin ich nicht mal wirklich überrascht: Vor zwei Jahren hatte sie Morgan nicht zum ersten Mal verlassen. Es muss sogar das sechste oder siebte Mal gewesen sein. Nur war noch nie ein anderer Mann der Grund, obwohl es bei einer ihrer ersten Trennungen mal eine kurze Affäre gegeben hat, aber erst, nachdem sie ausgezogen war.

Warum dann diesmal? Was ist diesmal anders?

Ganz sicher hat sie nicht vor, irgendwelche Machtspielen zu spielen, wie Alex meint. Der Typ ist sie nicht, dafür würde ich sogar beide Hände ins Feuer legen.

Aber Morgan hat ihr manchmal einfach die Tür vor der Nase zugeschlagen. Er liebt sie so sehr und hat es doch nicht geschafft, ihr den Weg zu zeigen, wenn er sich in den Schatten verirrt hat. Vielleicht, weil er ihn selbst nicht kannte.

Wenn man sich verlaufen hat, braucht man jemanden,

der einen suchen kommt. Oder auf einen wartet, am Ausgangspunkt, ruhig und unbeirrbar. So wie Stefan.

Nein, ich mache Nora keine Vorwürfe. Sie hat es wirklich versucht. Genau wie Morgan.

[... KAPITEL 3 BIS 8 ...]

MORGAN



Ich kann immer noch nicht sagen, warum ich sie an diesem Abend angerufen habe, selbst nach zwei Jahren nicht. Ich hatte es jedenfalls nicht vor. Franziska war nur eine flüchtige Zufallsbekanntschaft. Wenn man an Zufälle glaubt.



Es war ein Dienstagabend im August, Nora war seit mehr als drei Wochen fort. Und anders als die letzten vier Male, als sie mich verlassen hatte, hatte sie sich noch nicht mal gemeldet seitdem. So lange hat es nur beim zweiten Mal gedauert, als wir über ein halbes Jahr getrennt waren und sie schon eine eigene Wohnung hatte. Ich wusste nicht mal, wo sie war: bei einer Freundin? Oder doch eher bei ihren Eltern? Ihre Eltern hassen mich – ich kann es ihnen nicht verübeln. Ich habe ihnen die achtzehnjährige Tochter weggenommen und sie dann unglücklich gemacht. Was kann man vom Sänger einer leidlich erfolgreichen Pop-Band auch anderes erwarten?

Ich weiß noch, dass ich zu viel getrunken habe an dem Abend. Na ja, wohl eher schon den ganzen Tag. Oder die letzten drei Wochen. Ich saß also im dunklen Wohnzimmer, das

Handy in der Hand, und habe das Display angestarrt, als könnte ich Nora mittels Telepathie dazu zwingen, mich anzurufen. Ich vermute, ich habe in den Kontakten herumgespielt, ohne es zu merken. An irgendwelche Gedanken kann ich mich jedenfalls nicht erinnern – ich glaube kaum, dass es etwas Zusammenhängendes gab, das über Noras Namen hinausging.

Und dann lächelt mir unversehens Franziska entgegen.

Das Foto hatte ich drei Monate zuvor in diesem Burger King gemacht, ein schneller Schnappschuss, um ihre Nummer später besser zuordnen zu können. Ich wollte ihr und Stefan ja lediglich Backstagepässe zukommen lassen beim nächsten Konzert. Es war ein netter Abend, wir haben auch kurz darüber gesprochen, uns mal wieder zu treffen. Nur sind wir nicht gerade Nachbarn, also hat wohl niemand damit gerechnet, dass das tatsächlich passieren würde.

Franziska lächelt direkt in die Kamera: herzlich, offen – scheinbar. Aber eben nicht ganz. Sie hält etwas zurück, etwas, das ich zu kennen glaube. Es verbirgt sich irgendwo in der Tiefe, ein flüchtiger Schatten im Augenwinkel, wie ein großes Tier am Meeresgrund.

Erst starre ich einfach nur auf dieses Foto, sekundenlang, mit nichts als einem weißen Rauschen im Kopf und vagen Erinnerungen an schlechte Witze. Und unbekümmertes Lachen. Im nächsten Moment habe ich das Handy schon am Ohr, lausche dem Klingeln, merke, was ich da tue, und will gerade wieder auflegen, als sie abhebt.

»Morgan?«

Sie klingt überrascht, wenigstens eher erfreut als verärgert – ich registriere mit einiger Verspätung, dass es fast halb zwölf ist, an einem Wochentag. Menschen mit normalen Jobs müssen am nächsten Morgen früh aufstehen. Ich stammle

eine Entschuldigung, mehrere Entschuldigungen, glaube ich, und lege auf.

Zwei Minuten später klingelt mein Handy. Sie fragt mich, ob sie vorbeikommen soll. Als ob sie es wüsste. Als ob sie alles wüsste. Sie wohnt fast vierhundert Kilometer weit weg. Es ist mitten in der Nacht. Ich sage Ja, ohne zu begreifen, was da gerade passiert.

Ich verstehe es immer noch nicht, als ich gegen halb vier Uhr morgens draußen das Licht angehen sehe. Ich bin an der Tür, bevor sie klingeln kann. Was sie vielleicht gar nicht wollte. Ich bemerke ihr Zögern, sehe es in ihren Augen. Ich weiß, dass sie es weiß. Dass sie es erkannt hat. Nicht den Kratzer an meinem Arm – ein ebenso alberner wie nutzloser Versuch, etwas zu fühlen, das nichts mit Nora zu tun hat. Das andere. Das Dunkle.

Ich sehe ihre Angst und bin sicher, dass sie sich umdrehen und in ihr Auto steigen und nach Hause fahren wird, in Sicherheit. Aber das tut sie nicht. Sie schüttelt das Zögern ab. Macht einen entschlossenen Schritt über die Schwelle.

Dann ist sie bei mir und hält mich fest, fängt mich auf, als ich eben denke, dass ich jetzt falle, in die Dunkelheit stürze, wenn sie geht, wenn die Haustür zufällt, diese letzte Schleuse zwischen mir und der Welt. Sie hält mich fest und sagt kein Wort. Kein idiotisches »Alles wird gut«, kein »Was ist denn los – du musst darüber reden, damit es besser wird« ... Wissen die Leute eigentlich, was sie da sagen? Etwas in Worte zu fassen, macht es nicht automatisch besser. Häufig genug bewirkt es das Gegenteil. Worte haben Macht. Und sie können nicht zurückgenommen werden.

Ich kann nichts gegen das Zittern tun – es kommt plötzlich wie ein Anfall, und schüttelt mich so stark, dass meine Zähne

aufeinanderschlagen, als ich Luft holen will. Sie hält es aus. Hält mich einfach noch ein bisschen fester. Und ich klammere mich an sie, als wäre sie der Grasbüschel auf dem glatten Fels über einem bodenlosen Abgrund.

Als ich sie endlich loslasse, sagt sie immer noch nichts, stellt keine einzige Frage. Ich nehme ihre Hand und führe sie quer durch den riesigen Raum, der das Erdgeschoss meiner Villa bildet. Ich setze mich auf eins der Sofas, das mittlere, und sie steht noch einen Moment da, sieht sich um. Es ist nur eine einzige Lampe an, hinten rechts über dem Esstisch, und die habe ich heruntergedimmt. Ich schätze, sie kann die Größe eher spüren als sehen. Jetzt wird sie irgendetwas sagen. Und wenn es nur ›Wow‹ ist, das ist meistens das Erste. Stattdessen setzt sie sich neben mich. Ihre Fingerspitzen berühren meinen Arm eine Handbreit oberhalb des Ellenbogens. Sie wartet einen Moment, und als ich nicht zurückweiche, rutscht sie noch etwas näher an mich heran und legt mir den Arm um die Schultern.

Und immer noch dieses sanfte Schweigen.

Ich kann kaum glauben, dass das gerade tatsächlich passiert, dass ich mir das nicht nur einbilde. Vielleicht bin ich im Delirium oder etwas in der Art ... »Sie hat mich verlassen«, sage ich, um die Wirklichkeit zu testen. Ich höre meine eigenen Worte, sie sind wie eine Klinge. Ich kann spüren, wie sie Fasern durchtrennen. Der Schmerz ist echt. Das hier ist echt. Ich bin wirklich hier.

»Wenn du möchtest, kann ich eine Weile hierbleiben«, sagt Franziska.

Da fange ich an zu weinen wie ein kleines Kind, und sie wiegt mich, ihr Kinn auf meinem Hinterkopf, und wispert ein gelegentliches »Schhhh« in die Dunkelheit, bis draußen der Morgen graut.

Nachdem ich ihr eins der Gästezimmer gezeigt hatte – sie hatte ihre Sachen im Auto gelassen, hat wirklich an alles gedacht, damit mir jede Wahl blieb –, konnte ich tatsächlich ein paar Stunden schlafen. Es klingt albern, aber das Haus hat sich anders angefühlt, als sie da war, weniger kalt. Es ist nicht so, dass ich Nora in Franziskas Gegenwart weniger vermisst hätte, nur schien das Gefühl an Schärfe zu verlieren und nicht mehr alles andere komplett zu überlagern.

Ich liebe Nora, seit ich sie das erste Mal gesehen habe, damals, nach dieser furchtbaren Fernsehshow, als ihr Vater uns bekannt gemacht hat. Ich dachte, sie würde mich um ein Autogramm bitten oder eine Widmung in ihren CDs, das Übliche eben. Stattdessen hat sie mich regelrecht ausgefragt: ob ich rauche – was ich zu der Zeit bereits verneinen konnte; welche Filme ich mögen würde; welches Buch ich zuletzt gelesen hätte; und was ich vom Präsidenten der USA hielte. Die Lewinsky-Affäre war damals in aller Munde, also habe ich mit einer Gegenfrage geantwortet: ob sie meine Meinung über den Präsidenten oder den Menschen Bill Clinton hören wolle. Anscheinend habe ich ihren kleinen Test bestanden, jedenfalls hat sie mir, kurz bevor ihr Vater wieder zu uns gestoßen ist, einen Zettel mit ihrer Handynummer zugesteckt. Ich liebe sie, seit sie mich dabei auf diese ernste und zugleich hoffnungsvolle Weise angesehen hat. Voller Vertrauen.

Sie war eigentlich viel zu jung für mich mit ihren gerade mal achtzehn Jahren, aber sie hat so entschlossen gewirkt. So sicher. Sie hat mir das Gefühl gegeben, gebraucht zu werden, bedeutend zu sein. Als könnte ich die Welt aus den Angeln heben, für sie. Es war großartig. Vielleicht die schönste Zeit meines Lebens.

Bis es mich erdrückt hat. Bis ich ihr vorgeworfen habe, mich

zu ersticken, weil ich ihren traurigen Hundeblick nicht ertragen habe, wenn ich mal ein paar Abende mit den Jungs ausgehen wollte.

Da war sie noch keine zwanzig, verdammt. Aber Worte können nicht zurückgenommen werden.

Sie hat mich schon seit Jahren nicht mehr so angesehen – vertrauensvoll, oder als ob sie mich brauchen würde. Wahrscheinlich ist es gut, dass sie gegangen ist. Endgültig diesmal, nicht wie vor zwei Jahren. Nora hat es verdient, glücklich zu werden.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich mich getraut habe, ihr von der Pistole zu erzählen. Oder von meiner Mutter. Ich glaube, es war etwa zwei Jahre, nachdem wir uns kennengelernt hatten. Wobei *getraut* nicht ganz ehrlich ist. Es stimmt, ich hatte Angst, wie sie reagieren würde. Aber noch mehr wollte ich, dass sie nichts davon weiß, weil ich mir eingeredet habe, dass ich es dann ebenfalls nicht zu wissen bräuchte. Dass ich mit ihr ganz von vorn anfangen könnte, ohne die Altlasten. Überraschenderweise hat das nicht funktioniert.

Franziska hat mich damals gleich am nächsten Tag mit der Pistole erwischt. Die Tür zu meinem Arbeitszimmer stand offen, vielleicht hatte ich für einen Moment vergessen, dass ich nicht allein im Haus war. Ich habe nur kontrolliert, ob sie geladen ist. Es ist mir ehrlich gesagt ziemlich egal, dass Waffe und Munition getrennt aufbewahrt werden müssen. Ich habe keine Kinder, das ist mein Haus, und außer mir kennt niemand die Kombination für den Safe. Und die Tatsache, dass sie geladen ist, gibt mir das Gefühl, dass sie wirklich da ist. Eine echte Möglichkeit. Nur für den Fall.

Franziska hat sofort begriffen, was sie gesehen hat. Keine Ahnung, warum ich trotzdem »Nur ein Spielzeug« gesagt

habe. Ein kindischer Reflex. Ich habe ihr ins Gesicht geschaut in der Erwartung, einen Vorwurf in ihrer Miene zu entdecken oder sogar Ekel, aber da war nichts. Und sie hat nichts dazu gesagt. Fast hätte ich vergessen können, dass sie überhaupt davon weiß. Bis ich am nächsten Abend das dringende Gefühl hatte, ich müsse nachsehen, ob sie noch da ist. Ob sie bereitliegt. Für alle Fälle. Ich wollte nur mal kurz nach oben.

»Wo du die Pistole hast?«, hat Franziska gefragt.

Da habe ich es ihr erzählt, einfach so: »Sie hat meiner Mutter gehört. Ein halbes Jahr nach der Scheidung hat sie sich damit umgebracht. Ich war dreizehn und habe sie nach der Schule im Badezimmer gefunden. Danach hat mein alter Herr mich zu sich in die USA geholt.«

Es sind dieselben Worte, die ich bis dahin genau vier Mal aufgesagt hatte: für Sven, für Alex, für Snuggles und für Nora. Sven hatte ein Recht darauf, es zu erfahren. Vor Alex und Nora hätte ich es nicht ewig geheim halten können, das ist der Preis, wenn man jemandem nahekommt. Und Snuggles musste es wissen, um die Presse mit den richtigen Geschichten zu füttern. Mein Vater hat damals seine Kontakte spielen lassen, die offizielle Version lautet tatsächlich ›Unfall‹. Außerdem hatte meine Mutter ihren Mädchennamen wieder angenommen. Das hat wohl geholfen, dass bislang niemand die Verbindung hergestellt hat.

Seit sechsunddreißig Jahren versuche ich, diese Sache dahin zu verbannen, wohin sie gehört: in die Vergangenheit. Ich hasse diese Worte, habe sie nicht ein einziges Mal freiwillig ausgesprochen. Weil sie mich jedes Mal aufs Neue zurückversetzen an jenen Tag. Und dieses Mal, mit Franziska, auch gleich noch an sieben andere Tage, an denen Nora mir gesagt hat, dass sie mich verlässt, das letzte Mal erst vor drei Wochen.

An denen ich gedacht habe, dass nichts wirklich schlimm ist, solange oben im Safe die Pistole liegt. Sie wartet auf mich. Sie wird immer da sein.

Aber diesmal ist Franziska da und streckt die Hand nach mir aus. Ich spüre die Bewegung in meinem Rücken. Ich sage ihr, dass sie mich nicht anfassen soll – ich ertrage es nicht, wenn sie mich jetzt berührt. Meine Haut ist gespannt bis zum Zerreißén, wenn sie mich jetzt anfasst, platzt sie einfach ab ... Ich will hier raus, aus diesem Raum, aus meiner Haut, aus meinem Körper – aber ich kann nirgendwo hin.

»Bitte geh nicht nach oben, Morgan«, sagt Franziska. »Ich kann gehen, wenn du allein sein möchtest.«

Sie bittet mich. Sie verlangt nicht, fordert nicht, mahnt nicht. Eine einfache Bitte. Die erste, seit sie hier ist. Wegen mir. Ich habe sie angerufen und sie ist gekommen, einfach so.

Ich kann ihr die Bitte nicht abschlagen.

Ich kann nirgendwo hin.

Dabei weiß ich gar nicht mehr, wo ich überhaupt bin; *wann* ich bin ... Ich halte das nicht mehr aus, Morgan. Dieses Schweigen. Bist du überhaupt noch hier? Ich verlasse dich, Morgan. Ich weiß nicht, warum ich hier sein soll, wenn du es nicht bist. Es geht nicht mehr, Morgan, ich kann nicht mehr.

Ich kann nicht mehr.

Das steht auf dem Zettel, den meine Mutter in der Hand hält. *Ich kann nicht mehr.* Sonst nichts.

Ich krümme mich zusammen, mache mich ganz klein. Vielleicht kann ich in mir selbst verschwinden, kann mich in der Kälte auflösen, die in Wellen über mir zusammenschlägt.

Plötzlich kniet Franziska neben mir, beugt sich über mich, als wollte sie mich vor Trümmerteilen schützen. Sie schlingt die Arme um mich. Ihre Berührung tut weh, aber nur für einen

kurzen Moment. Wie warmes Wasser auf zu kalter Haut. Dann drängt sie die Kälte zurück und ich spüre den Parkettboden der Villa unter meinen Knien – keine Badezimmerfliesen. Ich kann fühlen, wie ich ruhiger werde, wie die Dunkelheit aus mir herausfließt, bis mein Körper wieder mir gehört. Trotzdem verharre ich weiter in meiner zusammengekrümmten Haltung, obwohl meine Muskeln und Gelenke längst schmerzhaft protestieren, weil ich Angst davor habe, dass Franziska mich loslässt. Irgendwie hält sie mich auch im Hier und Jetzt fest.

Als könne sie meine Gedanken lesen, richtet sie sich auf, lässt aber eine Hand auf meinem Rücken liegen. »Komm hoch«, flüstert sie, »aufs Sofa.« Sie bleibt dicht neben mir, bis wir wieder sitzen und sie mich in eine feste Umarmung zieht.

Ich glaube, ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so lange nicht bewegt. Erst als ich merke, dass sie immer wieder ein Gähnen unterdrückt, strecke ich mich und stelle fest, dass ein paar Stunden Schlaf sicher nicht verkehrt wären. Wir stehen auf, ohne dass sie sich ganz von mir löst. Die Treppe ist mehr als breit genug für uns beide. Ich bringe sie bis vor die Tür ihres Zimmers.

»Sicher, dass ich dich allein lassen kann?«, fragt sie.

Ich habe oben kein Licht gemacht, kann im Dunkeln gerade so die Konturen ihres Gesichts erahnen. Ihre Augen schimmern wie ein Fluss, der Sternenlicht spiegelt: Hell und Dunkel in stetig wechselnder Unveränderlichkeit. Wie Wolken ziehen Gedanken darüber hin, vielleicht sind es auch Gefühle. Möglicherweise gibt es aber auch gar keinen Unterschied ...

Da küsse ich sie.

Ich kann nicht sagen, warum, ich hatte es nicht vor, habe nicht mal daran gedacht. Ich nehme einfach ihr Gesicht in bei-

de Hände, meine Daumen fahren ihre Wangenknochen nach, und bevor sich in meinem Kopf Worte manifestieren können, berühren meine Lippen ihre, die sich öffnen. Nicht überrascht. Nicht gierig.

Ich wusste nicht, dass ein Kuss so sanft sein kann. Und auf eine so selbstverständliche Weise notwendig. Wie Atmen.

»Bis morgen«, sage ich nach Sekunden, die mir wie eine Ewigkeit vorkommen, und höre das Staunen in meiner Stimme. »Versprochen.«



Ich wusste, dass Franziska zum Waldhaus kommen würde, als ich mit Nadja – oder Natascha? – hingefahren bin, obwohl sie noch nie dort war. Ich wusste, sie würde mich finden.

Auch das klingt albern: Sven und Alex kennen das Haus, es war klar, dass Franziska früher oder später mit den beiden sprechen würde. Oder Nora hätte ihr den Tipp geben können. Es hat mich nicht überrascht, dass Nora Franziska angerufen hat, auch wenn ich nicht fest damit gerechnet habe. Aber ich wusste, dass Franziska es erfahren und mich finden würde. Und wenn ich nach Sibirien gefahren wäre.

Ich weiß immer noch nicht, wie sie es schafft, dass von ihrer Hand auf meiner Schulter eine so intensive Wärme ausgeht. Sie bedrängt mich nie, nicht eine Sekunde. Trotzdem gelingt es ihr irgendwie, immer da zu sein. Selbst wenn sie nicht da ist, so wie jetzt gerade.

Ich wünsche ihr – oder eher mir? –, dass Stefan sich beruhigt, dass alles gut wird zwischen den beiden. Sie hat mir keinen Vorwurf gemacht heute, hat mich im Gegenteil noch

gebeten, sie jeden Abend anzurufen. Obwohl Stefans Auftritt ihr richtig Angst eingejagt hat.

Ich kann nicht sagen, ob sie ihn liebt. Aber ich kann sehen, dass sie ihn braucht. Er gibt ihr Halt. Und Selbstvertrauen. Ich fürchte, wenn sie ihn verliert – *falls* sie ihn verliert –, durch meine Schuld, dann wird sie mir das nicht so leicht verzeihen. Und sich selbst auch nicht.

Manchmal glaube ich, sie weiß gar nicht, wie stark sie sein kann. Vielleicht denkt sie nur, dass sie ihn braucht. Vielleicht ...

Vielleicht sollte ich aufhören, unsinnige Vermutungen anzustellen. Ich habe schon genug Schaden angerichtet, weil ich mehr wollte, als mir zusteht. Ich hätte sie nach Hause schicken sollen, statt zu riskieren, dass Stefan hier auftaucht. Unvorhersehbar war das nun wirklich nicht. Aber ich musste ja so tun, als würde die Zeit stillstehen oder die Welt da draußen nicht existieren. Anscheinend habe ich immer noch nicht begriffen, dass sich das Leben nicht austricksen lässt. Jetzt kann ich nur hoffen, dass Stefan das Ganze nicht zu wichtig nimmt, dass es ihn versöhnt, dass sie sofort mit ihm gegangen ist. Ich sage mir, dass ich ihm nichts wegnehme, weil er das, was mir so viel bedeutet, gar nicht sieht.

Ich bin nicht sicher, ob ich ehrlich zu mir selbst bin. Oder ob das alles fair ist, Franziska gegenüber. Weiß sie überhaupt, was sie da tut? Wie schmal der Grat ist, auf dem sie sich bewegt? Als ihr Freund müsste ich sie warnen, müsste ihr sagen, was sie da riskiert – auch auf die Gefahr hin, sie zu verlieren.

Was ich ihr eigentlich sagen will, ist allerdings etwas ganz anderes. Nur darf ich das nicht, auf keinen Fall. Ich kann ihr nichts versprechen. Ich kann ihr nichts bieten außer Unsicherheit. Dazu habe ich kein Recht. Sie ist sicher, da, wo sie ist. Ich darf mir nicht anmaßen, darüber zu befinden, ob sie auch

glücklich ist. Und selbst wenn nicht – ich bin ganz bestimmt der Letzte, der das ändern könnte. Wer das nicht glaubt, muss nur Nora fragen.

Also sage ich: »Du bringst das in Ordnung mit euch beiden.« Und nicht ›Bleib bei mir‹.